

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Friedel, Otto Monke: Kleine Mitteilungen.

diese nüchternen Mietskasernen, deren Stockwerke in solcher Umgebung fast zum Himmel schreien, und jene altersgrauen, behaglichen, mit dem Grund und Boden, sowie dem biedereren Charakter ihrer Bewohner, ich möchte sagen, so organisch verwachsenen Dorfhäuser, unter deren anheimelnden, bemoosten Dach mit dem uralten, ehrwürdigen Hausrat der Väter auch deren schlichte Sitten sich forterbten von Geschlecht zu Geschlecht.

Unablässigen Wandel der Zeiten zu hemmen, giebt es nicht Macht noch Pflicht; aber nicht ohne Bedauern wird man in diesem in uralter, unverfälschter Eigenart sich fast vor den Thoren unserer Hauptstadt darbietenden Landschaftsbilde ein Stück märkischen Dorflebens dahinschwenden sehen, welches als lebendiges Verbindungsglied aus vergangenen Zeiten in die Wende unseres Jahrhunderts hineinragt.

Kleine Mitteilungen.

Berliner Aberglaube. (Aus der Praxis eines Geistlichen.) 1. Gespenst. Ein Handwerker, welcher nicht an ein ewiges Leben und kaum an Gott glaubt, weiss ganz bestimmt, dass eine Verwandte, welche ausserhalb gestorben ist, ihm und der ganzen Familie keine Ruhe lässt und hier im Hause spukt. 2. Das heil. Abendmahl. Eine Frau war lange nicht zum heil. Abendmahl gegangen. Da sie mit ihrem Anzug schlecht bestellt war, so bot man ihr an, ihr etwas Kleidung zu der Feier zu leihen. Darauf sagte sie: „Wenn ich die Sachen nicht behalten darf, dann nützt mir das Sakrament nichts“, und lehnte das Anerbieten ab.

3. Träume. Ein Kranker erzählte: Meine Krankheit ist mir durch einen Traum angezeigt worden. Mir träumte von sehr schmutzigem Wasser, und das bedeutet Krankheit. Klares Wasser aber zeigt Gesundheit und gute Tage an. — Feuer mit heller Flamme bedeutet grosse Freude, besonders baldige Hochzeit oder Geld. Man thut daher gut, in die Lotterie zu setzen. Dagegen bedeutet Rauch oder Flamme grosses Unglück und Tod.

4. Begegnung. Wenn einem bei dem ersten Austritt aus dem Hause ein altes Weib begegnet, so bedeutet das Unglück. Eine Frau glaubte, eine Bestätigung dafür anführen zu können. Als sie ausging, um eine Schuld einzufordern, begegnete ihr eine alte Frau. Sie wollte eigentlich umkehren, ging aber doch weiter, weil sie wenigstens einmal wieder ausgewesen sein wollte. Sie fand den Schuldner zwar zu Hause, er konnte aber nicht zahlen. Sie war nun fest überzeugt, dass die alte Frau ihrem Glück hinderlich gewesen. — Auf dem Lande gilt die Begegnung eines Hasen als unglückbedeutend. — Ein verwandter Aberglaube ist: Wenn jemand das Haus verlässt und er muss noch einmal umkehren, so bedeutet das Unglück.

5. Glück und Unglück. Als Zeichen des Glücks gelten alle möglichen Dinge, heilige und profane, denn der Glücksjäger ist in der Wahl nicht im geringsten peinlich. Bei einer Familie stand auf einer Komode ein Kruzifix. Die Hausfrau wurde gefragt: „Was denken sie sich beim Anblick dieses Kreuzes?“ Sie antwortete: „Wenn man dies ansieht, dann geht die Arbeit nicht aus.“ Eine evangelische Frau sagte: „Ich habe meinen Heiland immer bei mir, darum habe ich immer Glück.“ Darauf zog sie ein Marienbildchen aus ihrem Kleide und sagte: „Hier ist mein Heiland, welcher mir Glück bringt.“ — Man findet im Laden ungläubiger Leute die Inschrift: „Gott mit uns,“ weil das Glück bringen soll. — Sehr verbreitet ist ein Hufeisen, als Glück bedeutend oder Unheil abhaltend, vor die Thürschwelle genagelt, mit der offenen Seite nach aussen; es muss aber auf der Strasse gefunden sein. Vor einem Laden zieht es Käufer an. — Auch Pflanzen gelten als glückverheissend. Eine Frau näht ihrem Manne jedesmal, wenn er einen wichtigen Gang vorhat, Salz, Dill und Kümmel in die Hosentaschen, weil sie meint, er gewinne dann jeden Prozess und was er vornimmt, müsse gelingen. — An anderen Orten gilt dies als Schutz gegen Behexung. Zu Grunde liegt dabei die altheidnische Vorstellung von der wohlthätigen Zauberwirkung gewisser Pflanzen. — Den Gegensatz dazu bildet folgendes: Epheu gilt als unheilvoll. Ein Handwerker, dem es traurig ging durch Krankheit seiner Frau, Mangel an Arbeit etc., hörte von seinem Nachbar: „Ihr ganzes Unglück kommt von den beiden grossen Epheutöpfen, die Sie haben.“ Er warf sie deshalb in die Müllgrube, aber es ging ihm trotzdem nicht besser, sondern schlechter. — Brot. Manche Leute sagen, wenn man eine neue Wohnung bezieht, so muss man zuerst Brot und Geld hineschaffen, dann geht einem beides nie aus. — Manche meinen, es gebe Zank, wenn man Brot auf den Rücken legt. — Manche machen beim Anschneiden des Brotes drei Kreuze auf die untere Seite, weil sie meinen, dann gehe das Brot im Hause nie aus. — Ein Mann wendete immer sorgfältig die angeschnittene Seite des Brotes von der Thür weg, weil er fürchtete, das Brot gehe sonst zur Thür hinaus. — Handgeld etc. Manche Handwerker haben die Sitte, dass sie das Handgeld, d. h. das erste Geld, das sie am Tage einnehmen, anpusten oder auch anspucken, weil dadurch noch mehr Geld ins Haus komme. Es ist eine altheidnische Meinung, dass Anhauchen und Anspucken eine schützende Wirkung hat. — Manche Kaufleute verbrauchen von ihren neuangekauften Waaren nie zuerst etwas zum eigenen Bedarf, weil sie fürchten, dann den ganzen Rest auf dem Halse zu behalten. — Manche Leute meinen, wenn man Kehricht aus einer Stube in die andere über die Schwelle fegt, dann kommt Unglück ins Haus. Einige Geschäftsleute meinen: Je mehr Schmutz man in den Laden hineinkehrt, desto mehr Kunden kommen. — Manche Leute sagen: Wenn man Schuppen von einem Fisch, den man am Sylvesterabend gegessen hat, im Portemonnaie trägt, dann hat man immer Geld. (Die Schuppen bedeuten Geld.) — Andere sagen: Es bringt Glück, wenn man einen Hundezahn oder einen Sargnagel bei sich trägt.

6. Tagewählerei: Eine Hochzeit oder Taufe am Freitag soll Unglück bringen. Auch gilt es als verhängnisvoll, wenn eine Krankheit sich an

einem Freitag wendet. — Eine nicht ungebildete Frau, die sich auch zur Kirche hält, zieht nie Freitags ein neues Kleid an, beginnt auch nie an diesem Tage eine neue Arbeit, weil sie sonst kein Glück habe. Als Grund giebt sie den Charfreitag an. — Wenn eine Wöchnerin am Sonntag zuerst aufsteht, so wird sie schwer krank. — Weihnachtszeit. Manche Leute halten strenge darauf, dass in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr die Wäscheleine nicht auf dem Trockenboden ist, weil sonst jemand in der Familie stirbt. In Pommern hat man den Aberglauben: Wenn in dieser Zeit gewaschen wird, so stirbt der, dem die Wäsche gehört. Es liegt dabei ein heidnischer Gedanke zu Grunde, dass nämlich die in das Gebiet des Wodansdienstes gehörige Zeit der Wintersonnenwende, in welche das Julfest fiel, die Zeit der Zwölfnächte von Weihnachten bis Dreikönigstag (6. Januar), verhängnisvoll sei.

Prediger Hausig.

(1882.)

Diese Formen des Aberglaubens sind in Berlin noch heut am Ende des 19. Jahrhunderts, selbst bei den sogenannten Gebildeten, gewöhnlich. Die sogenannten Aufgeklärten lachen über diese Dinge, abergläubisch sind sie deshalb nicht minder, der Aberglaube hat bei den „klugen“ Leuten nur eine mehr moderne, mehr rationalistische Form. In der That scheint der Aberglaube, namentlich der Animismus und der Fetischismus, von dem Vorstellungsvermögen der Menschheit nicht lösbar, vielmehr ein geistiges Zubehör des Homo sapiens zu sein, wie dies u. a. Adolf Bastian mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Thatsachen überzeugend nachgewiesen hat.

E. Fr.

Wer hat die Polka erfunden? Eine Antwort auf diese öfters aufgeworfene Frage giebt die „Neue Musikzeitung“. Sie schreibt: In der Stadt Elbekosteletz in Böhmen lebte ein junges, hübsches Bauernmädchen, das in der unbefangenen Lust seines siebzehnjährigen Herzchens eine später weitberühmte „Erfindung“ machte. Die Kleine erfand nämlich die Polka. An den Sonntagnachmittagen hüpfte sie singend und mit anmutigen Bewegungen umher und dem Lehrer Neruda, der sie belauschte, gefiel das so sehr, dass er Rhythmus und Melodie aufschrieb und den neuen Tanz nach Prag schickte, wo er bald allgemeine Aufnahme fand. Nach Paris gekommen, wurde er aber erst berühmt und eroberte von dort aus die Welt. 1844 wurde er sogar auch, wie jede andere Berühmtheit, angefeindet, nämlich als „direkt unanständig“ in Lüttich verboten. Aber selbst diese Anfechtung hat die Polka siegreich überstanden, wenn auch neuere Tänze ihr starke Konkurrenz auf unseren Bällen machen. Vergl. hierzu die Mitteilungen über die Polka im Monatsblatt Bd. V, S. 151 von O. Pniower und S. 239 vom Unterzeichneten.

Berlin, 2. Februar 1897.

E. Fr.

Der Judentotschlag bei Grimnitz, Kreis Angermünde. Wenn man auf dem Kirchhof von Grimnitz steht, erblickt man nordwärts hinter den Wiesen den Wald. Dort liegt an der Strasse, die von Grimnitz kommt, ein Reisighaufen, „der Judentotschlag“ genannt. Vor vielen Jahren wurde an

der Stelle ein Jude erschlagen; er hatte nur 3 Pfennige bei sich*). Jeder vorübergehende Jude wirft noch heut einen Zweig auf den Haufen. Früher war der Haufen grösser; weil aber die Zahl der Juden in dem benachbarten Joachimsthal von Jahr zu Jahr abnimmt, wird er immer kleiner.

Die Stelle heisst auch „der tote Mann“ oder „der Schweden-totschlag“.

Nach mündlicher Mitteilung einer alten Frau in Joachimsthal am 8. Oktober 1896. Otto Monke.

Der Totschlag bei Branitz, Kreis Cottbus. Am 21. Juni 1888 fuhr ich in der Nähe von Branitz, dem bekannten durch die Gartenanlagen des Fürsten Pückler-Muskau verschönerten Herrensitz, mit unserem Mitglied Dr. Bolle zusammen. Bei einer Waldlichtung erblickten wir einen auffallenden Reisighaufen. Auf Befragen teilte uns der Kutscher mit, dass die Stelle „der Totschlag“ heisse. Dort sei ein Mensch vor langen Jahren umgebracht worden, seitdem würfen die Vorübergehenden Reisig auf die Stelle. Dem Oberförster sei das lästig geworden und er habe deshalb den Weg verlegen lassen. Das vermindere allerdings das Aufhäufen des Reisigs, ganz habe es aber trotzdem nicht aufgehört.

Das Hinwerfen des Reisigs soll ursprünglich den Toten bedecken, damit er dem Anblick entzogen wird und ihn die wilden Tiere nicht verzehren. Vielleicht könnte man auch gleichzeitig an das Material zur Feuerbestattung des Toten denken, welches auf diese Weise durch milde Gaben beschafft wurde. Jetzt ist die Sitte nur mehr eine symbolische.

*) Man denkt unwillkürlich an die Verse des 1827 von Adalbert von Chamisso gedichteten, in unseren Schulen von den Kindern noch jetzt mitunter aufgesagten Gedichtes „Die Sonne bringt es an den Tag.“

7. Da kam mir just ein Jud in die Quer,
Ringsum wars still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not;
Den Beutel her, sonst schlag ich dich tot!
Die Sonne bringts nicht an den Tag.
8. Und er: Vergiesse nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringts nicht an den Tag.
9. So rücklings lag er blutrot da;
Sein brechend Aug in die Sonne sah;
Nun hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag.
10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um;
Acht Pfennige, das war das ganze Geld,
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

Der entsprechende Brauch kommt in holzarmen, aber steinreichen Gegenden in Gestalt des Aufhäufens von Steinen vor. Schon das alte Testament berichtet dergleichen von den Juden. Ähnlich bei den Kelten. Als ich am 9. Juni 1874 den baumlosen Mount Mangerton bei Killarney in Irland, begleitet von einem Führer John O'Dannaghue („Happy Jack“), bestieg, machte dieser auch auf einen Steinhaufen (irisch: Cain) aufmerksam, der an der Stelle eines Totschlags errichtet sei. Der Führer warf einen Stein dazu, ich folgte seinem Beispiel.

E. Friedel.

Fragekasten.

In einem Aufsätze „Walfische auf Reisen“ von Ludw. Maas (Danzig) in der Staatsbürg. Ztg. vom 9. 6. 97 heisst es:

„Die Nachrichten über an deutschen Küsten beobachtete Walfische gehen bis in das 12. Jahrhundert zurück. So zogen im Jahre 1325 zahlreiche junge Bartenwale die Trawe hinauf und zum Teil an Lübeck vorbei. Einige dieser verschlagenen Reisenden, die eine Länge von 20 und 24 Fuss hatten, wurden bei der Holstenbrücke in Lübeck erschlagen. Zwölf Jahre später trieb ein solcher „Fisch“ bei Nordweststurm und Hochflut bei Damerow auf der Insel Usedom an. Er gab 20 Lasten Fleisch zum Thransieden und seine Rippen wurden als Kuriosität nach Stettin, Stralsund und Brandenburg geschickt. Reste dieser Walrippen liegen noch in einem Privathause in Brandenburg.“

Diese Notiz ruft unwillkürlich den Gedanken wach, ob die bekannte „Ribbe“ am Molkenmarkt zu Berlin, über deren Ursprung man nichts Genaueres weiss, nicht auch aus jener Zeit stammt und durch einen ähnlichen Umstand wie die obenerwähnten Rippen nach Berlin gekommen ist. Kosmar in seinen „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit“ (Berlin 1831) sagt S. 115, die „Ribbe“ sei aus Holz gemacht und hätte als Wirtshausschild gedient. Letzteres scheint sehr wohl glaublich, ersteres aber zweifelhaft. Ist die Rippe thatsächlich aus Holz, so erübrigt sich weiteres Forschen, ist sie aber echt, so wäre es interessant, festzustellen, woher die Rippe stammt. Der Verfasser der obigen Notiz giebt leider keine Quelle für seine Nachrichten an, vielleicht weiss jemand aus dem Leserkreise näheres darüber, besonders ob in Stadt Brandenburg wirklich noch Reste jener Rippen vorhanden sind.

Dr. G. Albrecht.

In einem kurzen Artikel „Berliner Kinder-Spiele“ im Lok.-Anz. vom 2. 6. 97 findet sich folgende Stelle:

Knöpfe scheinen übrigens bei den Kindern ein Wertobjekt zu sein, welches eine bestimmte Valuta hat. Als Münzeinheit gilt der gewöhnliche Blech- oder Hosenkopf, „Gnidde“ genannt, ein Perlmutter- oder Steinnussknopf heisst „Orscht“ und gilt sechs Gniddes, während die „Oluche“, der Soldaten- bzw. der Livreeknopf aus Metall, den höchsten Preis hat und den Wert von drei bis vier Orschen repräsentirt.

Woher mögen diese Bezeichnungen stammen?

Dr. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.